

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

276 (6.10.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Glückauf!

Von Liesbet Dill

Ein schmaler, schwarzer Berg, festgetreten von vielen Bergmannsitzeln, führt zwischen den Schlackenhalben nach dem Buchenwald herauf, der Weg zur Arbeitsstätte. Wenn der Bergmann auf der Höhe angekommen ist, dreht er sich um, schiebt die Kappe auf den Hinterkopf und schaut nach dem Dorf zurück, das mit seinen spitzen, schlanken Kirchtürmen unten im Wiesental liegt, und grüßt es wie einen alten Bekannten. „Wiedersehen!“ sagt er kurz und geht weiter.

Er schreitet rüstig dahin und setzt den Knotenstock auf. Er ist diesen Berg einst mit ruhiger, schwärztem Gesicht gewandert, aus dem nur das Weiße der Augen leuchtete, mit der bleichen Kaffeefarbe. Die jungen Burschen tragen heute Thermosflaschen und Muckläche oder Ledermappen. Er ist noch von der alten Art, auf dem Rücken hängt die Blechdose, mit Kaffee gefüllt.

Seit dreißig Jahren arbeitet der Bergmann auf derselben Grube, in demselben Schacht. Die Grube wechselt, die Kameraden sind nicht mehr da, mit denen er einst denselben schwarzen Pfad hier heraufgewandert ist in der Morgenfrühe oder abends zur Nachtschicht, wenn die runden Ofenlöcher der Koksanlagen am Waldesrand wie glühende Augen leuchten. Die einen sind im Krieg geblieben, die anderen hat fallendes Gestein getroffen, und zwei gute Freunde wurden von schlagenden Bechern weggerafft. In der siebenten Tiefbauschicht hat der Bergmann dicht neben denen gefunden, die das schwere Gestein im Laden traf. Immer warnte er die Jungen, als sie trotz des strengen Verbotes die Grubenlampen öffneten, um sich die „Pfeil“ anzugähnen. „Es schad' doch nix“, meinten sie sorglos. Er hat den Krieg nicht hinter dem Ofen mitgemacht, er war draußen an der Front, in den nassen Schützengräben vor Reims, mit den Ratten im Untergrund und dem Geiße und Donneren da draußen. Und er ist stolz darauf, daß er dabei war.

Einst war dieses Stück Erde flach, ein rostanziger Boden, aber die Erde hier verändert sich beständig. Unaufhörlich gräbt man da unten Kohlen aus, unaufhörlich wachsen die schwarzen Schlackenhalben, unaufhörlich kreißen die kleinen Wagen droben an Drahtseilen und schlüpfen rasend den schwarzen, glühenden Schichten hinan.

Mit vierzehn Jahren hat er durchgebrannt, Matrose werden, die Welt umgesehen wollen. Aber sie haben ihn in der Stadt erwischt und zurückgebracht, der Vater hat ihm den Kopf gewaschen, die Mutter ist in Tränen zerfließen über den Sohn, der nicht Bergmann werden wollte wie der Vater und der Großvater und alle im Dorf. Heute hat er sein Häuschen, sei-

nen Acker, das Gärthchen und sitzt abends in seiner Laube, sauber gebadet vom Ruß des Bergwerks, liest die Zeitung und raucht seine „Pfeil“. Das Schiff ist nicht mehr seine Sehnsucht, mit sechzig Jahren ist man friedlich und nimmt die Tage, wie sie kommen.

Drei junge Kameraden kommen vorbei. „Glückauf!“ ruft einer. — „Glückauf!“ antwortet der Alte, und sie marschieren vor ihm nach dem Förderer. Alle nimmt dieselbe Fördermaschine auf und fährt sie hinunter ins Dunkel. So tief ist seine Arbeitsstätte, daß man den hohen, spitzen Kirchturm des Dorfes siebenmal hineinstrecken könnte. Das Seil schüttert leise. Die Jungen sprechen von Mädels und einem Fest. Er hört ihnen zu und lächelt. Genau so hat er einst gegrüßt.

Endlich sind sie unten und wandern nach ihren Arbeitsstätten. In der Pferdeschwemme glückt das Wasser schwarz. Ein alter Grauschimmel badet sich vom Staub. Diese armen, halblinden Gänge, die nie ans Tageslicht kommen, tun ihm immer leid.

„Wieviel Uhr?“ fragt eine dunkle Gestalt, die er an der Stimme kennt, im Vorbeigehen im dunklen Schacht. Der Alte zieht seine dicke, silberne Uhr und hält die Lampe dran. „Grad vier“, sagt er. „Glückauf!“

„Glückauf!“ sagt die Stimme, und die Gestalt verschwindet im Dunkel.

Der Gang wird enger, niedriger, man muß sich bücken. Der Bergmann sieht die Wettertüren auf. Tief gebückt geht er. Die jungen Kameraden liegen schon da und klopfen das schwarze Gestein. Ueberall hämmert's und pocht's. Es ist schwül hier unten, drückend eng der Schacht. Sie arbeiten eifrig, Kohlen fliegen in den Wagen. Ein Zug ist fertig, das Pferd trabt mit den rollenden „Hunden“ davon...

Die Arbeit wird dem Hauer heute so sonderbar schwer. Man wird alt, denkt er. Er ist müde und schaut nach der Uhr. Aber, was ist das: die alte Uhr steht? Er schüttelt sie hin und her, hält die Lampe dicht dran. Sie schweigt. Sie ist auf vier Uhr stehen geblieben, gerade, als ihn einer nach der Zeit gefragt hat. Komisch, ganz sonderbar! Seine dicke, alte Zwiebel, auf die er so stolz ist, daß sie nie eine Minute nach oder vor geht. Er hat sie von seinem Vater, einem Steiger, der auch längst nicht mehr da ist, zur Konfirmation bekommen. Er kann nicht ohne sie sein, er muß sie ticken hören, sie liegt des Nachts neben ihm. Er will die Kameraden fragen, aber die haben keine Uhren bei sich.

Er steht auf, legt sein Arbeitszeug in den Rucksack und marschiert ab. Vielleicht ist's Zeit? Er hat ein dumpfes Gefühl im Kopf. Wie ein schwerer, eiserner Reif liegt's ihm auf der

Brust. Er kann kaum atmen. Die Schwere, heiße Luft, die er sonst kaum empfindet, bedrückt ihn. Er geht den langen, dunklen Weg zur Fördererhalle zurück, er trifft den Steiger gerade vor der Fördererhalle, die sich eben raselnd herunterläßt. Ein kranker Schimmel wird von zwei Anechten heraufgebracht, der Bergmann hilft auspacken, sie legen das Tier in die Fördererhalle. Der Steiger gibt die Erlaubnis, die Grube zu verlassen. Der Wärter läßt den Hauer ein, und er fährt hinauf. Noch nie ist ihm die Fahrt so lang vorgekommen wie heute. Er atmet erst auf, als er endlich oben frische Luft atmet. Das Dorf liegt friedlich im Abendlicht, die Sonne verglüht hinter den Buchenwäldern, die Abendglocken läuten, der Wind bewegt die Akazien. Alles ist wie sonst, und doch scheint es dem Manne verändert, während er den schwarzen Pfad hinuntergeht. Draußen schlägt's eben sieben. Die Uhr hat ihn genarrt...

Da zerreißt ein Knall die Luft. Es klingt wie ein Kanonenschuß an der Front, wie aus weiter, weiter Ferne. Noch einer — dann ist alles still. Was war das? Was ist geschehen? Hat er sich getäuscht? Wo kam das her? Aber er hört nichts mehr und wandert weiter. Wie läuten sie denn heute da unten? So rasch und so durcheinander, wie wenn's brennt! „Zu Dill zu Dill!“ klingen die Glocken. Weshalb reißt

denn die Weiber die Fenster auf, und was bedeuten die aufgeregten redenden Gruppen auf dem Marktplatz, in den Gassen? Die Kinder laufen ihm aus den Türen entgegen. „Was ist denn los?“ ruft er, von einer lächelnden Ahnung befallen.

„Schlagwetterexplosion im Schacht sieben!“ klingen's ihm entgegen. Die Nachbarin, eine junge Frau, ringt die Hände: „Mein Mann, mein Mann!“

Da kommen die Kameraden an. Und er erfährt alles. Einer seiner jungen Nachbarn, der sich eine Zigarette anticken wollte, soll sein Grubenlicht geöffnet haben. Da ist's geschehen. Rasch, wie ein Blitz das Dunkel durchzuckt, hat es in der siebenten Tiefbauschicht eingeschlagen. Die Grube brennt!

Was das der dumpfe Knall, den er von weitem gehört hatte? Der Alte schiebt die Wähe aus dem todblauen Gesicht. „Wann ist's passiert?“ fragt er. „Nur nach sieben“, sagt einer.

Um sieben Uhr — als er oben ankam. Die alte Uhr hat ihn gewarnt. Ohne sich zu besinnen, macht er kehrt und geht mit dem Trupp Kameraden hinaus, den schwarzen Pfad zurück, nach der Grube, zur Rettungsarbeit, zu seinen Kameraden, die, im brennenden Schacht eingeschlossen, nach Hilfe schreien.

Das schönste deutsche Gedicht

Von Max Jungnickel

Zugegeben, daß die Ueberschrift eine Art Annäherung ist, so sehe ich sie doch hin, weil ich, in der knappen Darlegung, den Leser zum innigen Durchfühlen des Gedichtes gemöhen möchte.

Viele werden sagen: Das schönste deutsche Gedicht hat Goethe, Eichendorff, Mörike, Böcklin ufm. geschrieben. — Für mich persönlich wurde das „Wegenlied“, bei Mondschein zu singen“ von Matthias Claudius zum stärksten Erlebnis in der ganzen deutschen Dichtung. — Immer kommt's mir über die Lippen, wenn ich auf nächtlichen Mondscheinstrahlen gehe. Und wenn ich's vor mir herlese, dann ist's mir immer, als ob Gott meine Seele berührte.

Jetzt möchte ich eigentlich das Gedicht hierher schreiben; aber ich tue es nicht. Ich wäre beglückt, wenn derjenige, der meine Ansicht liest, sich seinen Claudius aus dem Bücherstapel holt und das Gedicht selbst erlebt. Vielleicht hat er sogar einen ganz gelehrten Claudius; einen, der durch seine Familie vererbt worden ist, so wie man Kronen vererbt und Jahrhundertalter. — Dann, lieber Leser, dann wollen wir uns um das Recht des Wandersüßer Voten setzen wie Geschwister und wollen uns von der Festlichkeit seiner Seele durchleuchten lassen. —

Das schönste deutsche Gedicht verbirgt auf den ersten Blick alle seine Wunder. Erst wenn man sich ganz in diesem Gedicht verloren hat, wenn es ganz in das Blut geflossen ist, dann hebt

man das Gedicht mit voller Seele, dann wird man von diesem Gedicht festlich wiedergeliebt.

Traulich, geplaudert, singend, mondunruhig, hat es Claudius hingeschrieben. Der Mund einer Mutter küßt die Wähe wie ein tiefes Geheimnis in das Kinderohr. Man küßt, wie Urlicht aus dem Mutterherzen strömt, wie es an zu singen fängt, wie Unlagbares spricht, ewige Quellen rauschen und Himmel und Erde sich miteinander lieblos. Um die Mutter herum fängt die Welt fromm an zu atmen. Und der Mond steht in selbiger Andacht. —

O Gott, wie schön, wie ewig schön ist doch dieses Gedicht!

Herbst

Die großen Stürme flügelten so stark. Nun schweigen sie, wie Vogel im Entschweben. Still und erlosch genießt der alte Part Das Recht, sich stiller Trauer hinzugeben.

Wie um Geliebtes vor dem Sturm zu retten, löst die Kastanie leise Blatt um Blatt. Die schönen Früher sinken lautlos, matt, Als wär' es ihnen recht, sich still zu beiten.

In Schleiern kommt die Dämmerzeit gestritten. Von letztem Sonnenstrahl getroffen, steht Noch eine Rose aufrecht über'm Beet, Rot, wie von einem Pfeil durchschritten.

Frieda Schan.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

„Wohlgesehen abetzt und brauchbar aus, sind nur Windbeutel, wie dieser hier“, u. geringfügig trat er mit seinem umfangreichen Rucksack auf einen runden Hügel, auf dem der Stand heraus entwich. „Manche fühlen sich nur in Herden wohl, andere sind vornehme Einzelgänger. Oder nehmen Sie einen richtigen Wiesenschampignon. Bleibt der nicht aus? Ha, eine Kapuzinerin Dame, eine unferre Heilwunderigen Hauswirtin? Na, und die Goldblonde...“ er zwinkerte Reichendach vergnügt zu — „die ja allerhand Ähnlichkeiten mit ihr aufweist, ist dann vielleicht ein Knollenblätterpilz. Nicht verwechseln, bitte! Dieser stattliche Kamerad aber, der sich den besten Platz unter Moos und Baumrinnele ausgehakt hat und so respektabel und erfolgreich aussteht, gleich in seiner arrivierten Saittheit einem allfälligen Geschäftsmann vom Schläge unseres verehrten Direktors Westhoff. Was glauben Sie, Herr Reichendach, wieviele davon blau und grün anlaufen würden, wenn man sie aufschlitzte, ihr Inneres zu betrachten?“ Wieder wollte er sich bilden, um eine Brut junger Gerpilze, die eben nur ein wenig aus dem Moos hervorlugten, anzuführen, aber diesmal kam ihm sein Begleiter zuvor, und ebenso ging es bald darauf wieder, als beide gleichzeitig eine Beute erpübten, Herr Reichendach jedoch mit Hilfe seiner längeren Beine und Arme sie als der Raschere zuerst einheimste. Feinlich war großartig genug, ihn ob seiner Findigkeit zu loben. „Nun ja“, meinte Reichendach beiseiden, „was ist denn schon dabei? Als alter Jäger und Waldgänger...“

„Aber das liest der Polizeirat nicht gelten. Verkleinern Sie Ihre Talente nicht! Zum Schwammerlucher wird man geboren. Auf die Spürnasen kommt es an. Auch ich schmeckle mir, sie zu besitzen. Vielleicht war diese Veranlagung maßgebend bei meiner Berufswahl. Verdreher sind nicht viel anders wie Schwammerler, man muß spüren, wo sie vorkommen, sonst findet man sie nicht. Aber alles zu seiner Zeit! Wenn ich im Dienste bin, gehe ich Ihnen rücksichtslos durch das schönste Dickicht, ohne rechts und links zu sehen, und nichts hält mich auf, selbst nicht — er blühte sich, bevor Reichendach zugreifen konnten, — „ein Steinpilz wie dieser. Heute aber bin ich noch in Urlaub, da geht's umgekehrt. Ich gedenke im heutigen Wettbewerb den Preis davonzutragen und schelde deshalb von Ihnen, denn Sie sind mir eine zu gefährliche Konkurrenz. Auf Wiedersehen zu Mittag!“

Da er zur Vinken einbog, ging Herr Reichendach geordnet zur Rechten weiter. Sein Ohrgehör war nicht so groß, daß er seine Schritte immer nur auf den moosigen Grund gesteuert hätte. Mehr als an den gelegentlichen Funden, die er dem von Martin Hollwed entlehnten Rucksack einwerkelte, erstreckte er sich an dem herrlichen Hochwald, durch den er gemächlich schritt. Zwischen den weiten Säulengängen aus alten Tannen und Fichten, in die klammernd goldiges Sonnenlicht einfiel, ging ihm sein Fort- und Weidmannsberg auf. Wer hier die Jagd innehatte, war wohl zu beneiden. Neugierig, als beschaffte er sein eigenes Revier, ging er immer weiter. Der Reihand sollte gut sein, so hatte Hollwed ihm erzählt. Schade, jetzt

gegen Mittag war wohl kein Blau hier anzutreffen. Höchstens vielleicht dort oben, wo jenseits eines Geräumts der Wald höher wurde. Wichtig. Zu seiner Vinken regte sich im Gebüsch. Er blieb still stehen, hielt den Atem an und hätte bald nach unausrottbarer Jägerangewohnheit laut geschliffen, Mariechen war ja nicht dabei — denn vor ihm erstiegen auf dem steil von oben her fahrenden Holzweg ein altes Weibchen, mühsam an einem Stock daherpumpelnd. Er begann sich aber alsbald, daß ihr Grütz ihm heut, wo er kein Gewehr trug, nichts anhaben konnte und erwiderte ihn freundlich.

„So viel warm ist!“ jammerte die Alte schmerzhaft. „Und so viel weilt für an altes Reut!“

„Wohtin geht die Reife?“ fragte Reichendach gutmütig.

„O mei, beretts bis auf Dichelberg. San Sie vielleicht dort bekannt?“ prüfend lugten ihn unter dem Kopfschuck hervor ein paar lebhaft schwarze Vogellichter an, um die zahllose Runzeln spielten.

„Ich wohne im Seehaus, wenn Sie wissen, wo das liegt.“

„Ja, was net gar im Seehaus! Da hat Dina ja grad der Himmelvater hergeschickt. Da könnt mir der Herr schon an großen Gefallen tun. Ich soll nämlich a ins Seehaus. Da wohnt doch dds Fräulein — Feldmeter schreibst sie sich — und dera möcht i dds Klane Paal da bringen.“ Sie kramte in einem Korb, der in der Hauptsache allerlei Bumpen von zweifelhafte Sauberkeit zu enthalten schien. „Wissen, dds Fräulein ist so viel gut zu mir gewesen, wie i neulings so krank war; an solchem Wehdam am Fuß han i gehabt“ — schon die plötzliche Erinnerung daran ließ sie schmerzhaft einnickeln — „und da hats mir was zum Einnehmen bracht, — da is glet viel besser worden. No, und da möcht i mi halt a erkennit zeign, net, und da hab i mir denkt,

tracht ihr grad das Paal umi. Aber es is halt so viel weilt!“

Der mittelbige Reichendach sah, wie sie sich erschöpft auf einem Baumstumpf sinken ließ, und wußte, was er als Mensch und Christ zu tun hatte. „Na, geben Sie nur Ihr Päckchen her“, forderte er sie freundlich auf. „Ich werde es schon bestellen.“

Eine zitternde Hand kramte sich ihm entgegen, die ein längliches, in graues Papier umständlich verpacktes Ding hielt. Er verstaute es in seinen Rucksack und wurde ordentlich verlegen, als das Witterchen ihm darauf unter vielen Segenswünschen eine laute Dankbarkeit bezeugte.

„Schon gut, schon gut“, sagte er, sog seine Gelbbörse und drückte der Alten, die ja wirklich recht bedürftig aussah, noch ein Silberstück in die Hand, denn er wollte nicht hinter Fräulein Feldmeter zurückstehen. „Nehst lassen Sie sich schöne Zeit für den Heimweg, liebe Frau; ich will alles Bestens besorgen.“

Er sah ihr nach, wie sie, auf ihren Stock gestützt, den steilen Bergpfad mühsam emporstieg. Nach wenigen Schritten machte sie schon wieder halt und wandte sich nochmals zu ihm zurück. „Sie — gud Herr!“

„Was ist...?“ fragte er näbertretend, denn sie winkte ihm geheimnisvoll zu.

„Bitt recht schön, gud Herr, grad Obacht geben, wenn S' täten, hal S' an Wendarmen begnegen tun oder an Grenzer. Vertraulich legte sie die Hand auf seinen Armel und sah ihm sichernd in die Augen. „Wissen S', es is halt a Salami drin in dem Paal. Dd dert ma net einführen, dds is verboten, und so viel scharf sein f' drauf. Aber dds Fräulein hat glagt, daß sie's so gern mag, da hab i mir denkt, machst ihr halt die Freund. Was kann denn a arms Reut sonst hergeben? Also i bitt halt recht schön, geben S' recht gud Obacht! Bei an so an feinen Herrn, da sucht ja es keiner was.“

Fortsetzung folgt.

